

51 Prozent

John ist besser im Labor als Jennifer



Nina Streeck

Frauen traue ich in den Naturwissenschaften nicht viel zu. Davon muss ich jedenfalls ausgehen, wenn ich mein Ergebnis in einem Test der Universität Harvard betrachte. Das zehnmünütige Online-Spiel zeigt, dass ich «männlich» mit «Naturwissenschaften» und «weiblich» mit «Geisteswissenschaften» verbinde. Und zwar stark. Wie mehr als ein Viertel der Probanden. Weitere 28 Prozent assoziieren die beiden Begriffe mittelstark.

Ganz schief liegen wir mit unseren Assoziationen nicht. Es ist nichts Neues: Zwar schliessen inzwischen mehr Frauen als Männer ein Hochschulstudium ab, aber sie besetzen kaum Lehrstühle; in der Schweiz nur jeden fünften. Besonders in den naturwissenschaftlichen Fächern sind Frauen weniger präsent. Sie verdienen weniger, haben im Wettstreit um Fördergelder das Nachsehen, melden weniger Patente an, gewinnen kaum wissenschaftliche Preise, und als Hauptreferenten sieht man sie auf Tagungen seltener.

Jüngst hat ein kanadisch-amerikanisches Forscherteam nun ermittelt, wie es mit den Veröffentlichungen aussieht - und auch dort schneiden Frauen schlechter ab. Die über fünf Millionen in der Studie analysierten Fachartikel stammen überwiegend von Männern. Die Schweiz tut sich hervor: Frauen schreiben hierzulande ein ganzes Drittel der wissenschaftlichen Publikationen. Unter den 30 Ländern mit dem höchsten Output an Aufsätzen sind nur die Iranerinnen, die Südkoreanerinnen und die Japanerinnen im Vergleich zu ihren männlichen Kollegen noch schreibfauler. Die deutschen und österreichischen Wissenschaftlerinnen liegen mit den Schweizerinnen etwa gleichauf.

Bringen die Damen es zu einer Veröffentlichung, wird diese von den Fachkollegen deutlich weniger gerne zitiert als diejenige eines männlichen Hauptautors. Da die Wissenschaftlerinnen zudem mehr im Inland publizieren, nimmt man sie international schlechter zur Kenntnis, die Geschlechterdifferenz vergrössert sich. Die Nase vorn haben Frauen nur bei Publikationen, in denen es um Krankenpflege, Geburtshilfe, Sozialarbeit oder Erziehung geht.

Von «empirischer Evidenz für die immer noch gravierende Ungleichheit in der Wissenschaft» sprechen die Autoren der Studie.

Woran es liegt, weiss keiner genau. Zwischen Studium und Professur bleiben bekanntlich viele Frauen auf der Strecke, unter den erfahrenen Forschern - jenen also, die gewöhnlich viel veröffentlichen - befinden sich mithin kaum weibliche: einer der wichtigsten Gründe. Gemutmasst wird ferner: Die Karriere lässt sich mit Kindern nur schwer vereinbaren, Frauen können sich nicht vermarkten und sind schlecht darin, Netzwerke zu knüpfen, zudem verzichten sie freiwillig.

Nicht zu vergessen die Assoziationen: Naturwissenschaften sind Männersache. Eine Voreingenommenheit, gegen die auch Frauen nicht gefeit sind. Als sich in einem Experiment im Jahr 2011 die fiktiven Studierenden «John» und «Jennifer» mit identischen Qualifikationen als Labormanager an naturwissenschaftlichen Fakultäten bewarben, wurde John - von Männern wie Frauen - regelmässig als kompetenter eingeschätzt und hätte pro Jahr 4000 Dollar mehr Lohn erhalten. Ein weiblicher Vorname genügt, um Zweifel an der Befähigung zu wecken. Sogar bei angeblich rationalen und reflektierten Wissenschaftlern.

Die Herausgeber wissenschaftlicher Journals, die Gutachter von Gesuchen um Drittmittel, die Mitglieder in Berufungskommissionen - sind vorrangig Männer. Subtile Vorurteile lassen sich wunderbar festigen, wenn Frauen einfach unsichtbar sind. Was hilft? Quoten zum Beispiel. In Gremien, bei der Auswahl von Gutachtern oder bei akademischen Beförderungen. Die Zeitschrift «Nature» versucht so etwas seit einem Jahr. Werden Autoren und Gutachter gesucht, wird zuerst über geeignete Frauen nachgedacht, mit bisher mässigem Erfolg. Das Fazit der Herausgeber gilt nicht nur für «Nature»: «Wir müssen uns mehr anstrengen.»

Nina Streeck ist Redaktorin im Ressort Wissen der «NZZ am Sonntag».